

7

## Gobseck.

(Nachdruck verboten.)

Von Honoré Balzac. Deutsch von Alfred Brieger.

Als die Tür sich hinter dem Grafen geschlossen hatte und der Wagen fortgefahren war, erhob der Alte sich und begann im Zimmer umherzutanzeln.

„Ich habe die Diamanten!“ rief er. „Die Diamanten gehören mir! Die schönen Diamanten! Ach, was für Diamanten! Und so billig, so billig! Gaha! Werbrust und Gigonnet — ihr habt den alten Papa Gobseck fangen wollen! Ego sum papa! Ich bin euer alter Herr und Meister! Voll ausgezahlt! Das dumme Gesicht, das sie heute abend machen werden, wenn ich ihnen beim Dominospiel die Geschichte erzähle!“

Dieser unheilvolle Freudenrausch, die zügellose Wildheit des Gefühlsausbruches, die tierische Leidenschaftlichkeit, die durch ein paar weiße Kiesel hervorgerufen worden war, machte mich schauernd erbeben. Ich war sprachlos.

„Ah, da bist Du ja noch, Freundchen!“ rief er plötzlich. „Wir wollen zusammen speisen! Bei Dir wollen wir lustig sein und uns amüsieren — ich habe ja keinen Hausstand. Alle diese elenden Restaurants mit ihren dicken Suppen, mit ihren Saucen und schlechten Weinen könnten ja selbst den Teufel vergiften!“

Der Ausdruck meines Gesichtes schien ihm seine gewohnte Ruhe aufzuzwingen.

„Sie können das alles wohl gar nicht begreifen?“ fragte er, indem er sich nahe am Feuer niederließ und einen Zinntopf mit Milch auf den Kochapparat setzte. „Wollen Sie mit mir frühstücken — vielleicht ist für uns beide genug da.“

„Danke bestens — vor Mittag frühstücke ich nicht.“

In diesem Augenblicke wurden eilige Schritte auf dem Flurgange hörbar. Jemand blieb vor Gobsecks Zimmer stehen und klopfte mehrfach hastig an die Tür. Etwas wie Wut klang aus dem heftigen Pochen.

Der Bucherer blickte vorerst durch das Guckloch; dann öffnete er und ließ einen Mann von ungefähr fünfunddreißig Jahren eintreten, der ihm trotz seiner offenkundigen Erregung und Wut ungefährlich erscheinen mußte. Der Fremde war einfach gekleidet und ähnelte dem verstorbenen Herzog von Richelieu.

Sie haben ihn wohl bereits erkannt, Frau Vicomtesse. Er war der Gatte der Gräfin. Er trug jene unverkennbare — sit venia verbo — aristokratische Tourmure zur Schau, die den Staatsmännern ihres Faubourg eigen ist. Zunächst wandte er sich sofort an Gobseck, der inzwischen wieder ganz ruhig geworden war:

„Meine Frau verläßt soeben dies Haus!“

„Möglich!“

„Ich bitte — mein Herr — verstehen Sie mich denn nicht?“

„Ich habe nicht die Ehre, Ihre Gattin zu kennen,“ entgegnete der Bucherer. „Heute morgen sind eine Unmasse Leute bei mir gewesen: Frauen, Männer, junge Mädchen, die jungen Männern ähnelten — junge Männer, die aussahen wie junge Mädchen. Unter solchen Umständen ist es natürlich schwer für mich —“

„Genug des Scherzes! Ich spreche von der Dame, mein Herr, die soeben dies Haus verläßt.“

„Woher soll ich wissen, ob diese Dame Ihre Gattin ist,“ erwiderte Gobseck. „Ich habe bis jetzt nicht den Vorzug gehabt, Sie zu sehen —“

„Sie irren!“ rief der Graf mit einem Ausdrucke verächtlichen Spottes. „Wir sind im Zimmer meiner Frau zusammengetroffen — eines Morgens war es. Sie kamen, um das Geld für einen von ihr gezeichneten Wechsel einzufordern — einen Wechsel, den sie nicht schuldet.“

„Es war nicht meine Sache, nachzuforschen, auf welche Weise ihr der Gegenwert für das Papier zugekommen ist,“ meinte Gobseck mit einem bössartigen Blick auf den Grafen. „Ich hatte den Wechsel einem meiner Kollegen diskontiert. Und außerdem,“ setzte er, ohne den Gang der Angelegenheit zu beschleunigen, hinzu, indem er Kaffee in seinen Milchgub

schüttete, „außerdem gestatten Sie mir wohl die Bemerkung, daß es einstweilen noch nicht feststeht, ob sie das Recht besitzen, mir in meiner Wohnung einen solchen Auftritt und etwas wie Vorwürfe zu machen. Ich bin nämlich seit dem Jahre einundsechzig des verfloffenen Jahrhunderts bereits mündig.“

„Ich bitte sehr — Sie haben soeben für einen geradezu schmählischen Preis eine Anzahl Familiendiamanten erstanden, die meiner Frau keineswegs gehörten.“

„Ohne irgendwelche Verpflichtung zu empfinden, Sie in die Geheimnisse meines Geschäftsganges einzuweißen, Herr Graf — ich meine — falls diese Diamanten Ihnen von Ihrer Frau Gemahlin entwendet worden sind, so hätten Sie die Juwelenhändler durch ein Zirkular vor dem Ankauf warnen lassen sollen. Sie kann sie ja auch einzeln verkaufen.“

„Genug!“ rief der Graf. „Sie kennen doch meine Frau, nicht wahr?“

„Und was weiter?“

„Sie steht unter eheherrlicher Gewalt.“

„Möglich!“

„Sie hatte kein Recht, über die Diamanten zu verfügen.“

„Richtig!“

„Also?“

„Also, Herr Graf — ich kenne Ihre Gattin, sie steht unter eheherrlicher Gewalt — das gebe ich ja gern zu — sie steht auch noch unter anderen Gewalten! Aber — ich — kenne — Ihre Diamanten nicht! Wenn die Frau Gräfin Wechsel umsetzt, so ist sie offenbar imstande, Geschäfte zu betreiben. Sie kann Diamanten kaufen und kann daher auch Steine erwerben, um sie wieder zu veräußern. Das liegt doch klar auf der Hand, nicht wahr?“

„Ich gehe!“ schrie der Graf, vor Wut erbleichend. „Es gibt noch Gerichte!“

„Richtig!“

„Dieser Herr ist bei dem Verkaufe Zeuge gewesen.“

„Möglich!“

Der Graf stand im Begriffe, sich eilig zu entfernen. Plötzlich glaubte ich die ganze Tragweite der Angelegenheit in ihrer vollen Ausdehnung vor mir zu sehen; und so hielt ich es denn für ratsam, mich zwischen die kriegsführenden Parteien zu stellen.

„Herr Graf,“ sagte ich, „Sie sind in ihrem Recht. Herr Gobseck ist aber keineswegs im Unrechte. Sie könnten den Käufer der Juwelen nicht belangen, ohne Ihre Gattin vor Gericht zu ziehen. Das Sächliche eines solchen Prozesses würde nicht auf sie allein zurückfallen. Ich bin Advokat; ich bin es mir selbst noch mehr als meiner amtlichen Stellung schuldig, Sie nachdrücklich darauf hinzuweisen, daß die von Ihnen erwähnten Diamanten in meiner Gegenwart von Herrn Gobseck käuflich erworben worden sind. Meiner Meinung nach handeln Sie nicht richtig, wenn sie die Befehlmäßigkeit dieses Geschäftsabschlusses in Frage stellen, zumal die Handelsobjekte nur schwer wieder erkennbar sind. Im Sinne der Gerechtigkeit und Billigkeit ist ihre Annahme begründet; im Prozeßwege müßten Sie dessenungeachtet unterliegen. Herr Gobseck ist ein viel zu ehrlicher Mann, um nicht zuzugeben, daß der Verkauf mit einem bedeutenden Vorteile für ihn abgeschlossen ist; und dies um so mehr, als meine Pflicht und mein Gewissen mich zu diesem Zugeständnis zwingen. Sollten Sie aber dennoch auf einen Prozeß bestehen — der Ausgang wäre mindestens sehr zweifelhaft. Ich rate Ihnen daher an, sich mit Herrn Gobseck zu einigen, der immer in der Lage bleibt, den Einwand seiner Gutgläubigkeit zu bringen, dem Sie aber ebenso bestimmt jederzeit seinen Kaufpreis werden zurückzahlen müssen. Erklären Sie sich also mit einem Rückkaufsvertrage einverstanden, der sechs oder sieben Monate — allenfalls sogar ein Jahr lang laufen soll. Während dieser Zeit werden Sie wohl imstande sein, die von der Frau Gräfin geborgte Summe zurück zu erstatten, wenn anders Sie es nicht vorziehen, die Diamanten sofort zurückzukaufen, indem Sie genügende Garantien für die schließliche Zahlung beibringen.“

Der Bucherer tunkte sein Brot in die Tasse und aß sein Frühstück, ohne den Vorgängen irgendwelche Teilnahme entgegen zu bringen. Sobald aber von Rückkaufsvertrag und dergleichen die Rede war, sah er mich mit einem Gesichtsaus-

Ausdruck an, der so viel sagen sollte als: Da sehe mir mal einer den Kumpen an! Wie er aus meinen Lehren Nutzen zu ziehen weiß!

Ich aber entgegnete ihm mit einem Blick, den er wunderbar gut verstand. Die ganze Sache war sehr zweifelhafter Art, sie war unanständig und schmutzig. Ein Vergleich schien mir mehr als dringend geraten. Die Möglichkeit des Leugnens wäre für Gobsed ausgeschlossen gewesen; ich hätte ja doch die Wahrheit gesagt.

Der Graf dankte mir mit einem wohlwollenden Lächeln. Nach einer Auseinandersetzung, im Verlaufe deren Gobseds Habucht und Geschicklichkeit die ganze Diplomatie eines Staatskongresses in Verlegenheit gebracht hätte, setzte ich ein Abkommen auf, demzufolge der Graf anerkannte, von dem Alten die Summe von fünfundsachtzigtausend Franken zuzüglich Zinsen erhalten zu haben, und der Wucherer sich seinerseits bereit erklärte, nach Zahlung dieser Summe dem Grafen die Diamanten zurückzuerstatten.

„Welch sinnlose Verschwendung!“ rief der bedauernswerte Gatte, als er unterzeichnete. „Wie soll ich einen solchen Abgrund überbrücken?“

„Verzeihen Sie, Herr Graf,“ sagte Gobsed ernst, „haben Sie viele Kinder?“

Der unglückliche Mann erbeute bei diesen Worten. Fast war es, als hätte der Geldverleiher wie ein kundiger Arzt sofort den Herd des Uebels gefunden. Er antwortete nicht.

„Ich weiß Ihre Geschichte auswendig,“ begann der Wucherer von neuem, da er das schmerzliche Stillschweigen des Grafen wohl verstand. „Diese Frau ist ein böser Dämon, den Sie vielleicht noch immer lieben. Ich finde es begreiflich. Sie hat sogar auf mich einen tiefen Eindruck gemacht. Sie möchten sich Ihr Vermögen erhalten — für ein Kind vielleicht, oder für zwei. Hören Sie, was ich Ihnen sage — stürzen Sie sich scheinbar in den Strudel der großen Welt, spielen Sie, verlieren Sie Ihr Vermögen und kommen Sie recht oft zu Gobsed. Die Leute werden sagen, ich bin ein Jude, ein Araber, ein Wucherer, ein Korsar — ich hätte Sie ruiniert! Ich mache mir nichts daraus! Wenn man mich beleidigt, so knalle ich meinen Mann nieder. Niemand handhabt Pistole und Degen besser als meine Wenigkeit. Das ist allgemein bekannt! Dann suchen Sie sich einen Freund — wenn Sie einen finden können — dem Sie Ihre Besitztümer durch einen Scheinverkauf überlassen.“

„Nennen Sie das nicht ein Fideikommiß,“ wandte er sich fragend an mich. Er schien ganz in seine neuen Gedanken versunken.

An der Tür sagte er noch kurz:

„Morgen sollen Sie Ihr Geld haben, mein Herr — halten Sie die Diamanten bereit.“

Dann ging er.

„Der gute Kerl scheint mir fast so dumm wie ein Ehrenmann,“ meinte Gobsed in etwas rauhem Tone, als die Tür sich geschlossen hatte.

„Sagen Sie lieber: dumm wie ein leidenschaftlich Verliebter.“

„Sie! Der Graf schuldet Ihnen auch noch die Kosten für den Vertrag!“ bemerkte er noch schnell, da er mich aufbrechen sah.

Wenige Tage nach dieser Szene, die mich zum ersten Male in die furchtbaren Mysterien des Lebens einer Modedame hatte einen Blick tun lassen, sah ich den Grafen eines Morgens in mein Arbeitszimmer eintreten.

„Ich komme, um Sie in einer sehr ernstlichen Angelegenheit um Rat zu befragen,“ begann er. „Ich erkläre Ihnen hiermit, daß ich unumschränktes Vertrauen in Sie setze, und ich werde Ihnen den Beweis dafür erbringen. Ihr Vorgehen im Interesse der Vicomtesse Grandlieu ist ja, wie ich höre, allen Lobes wert.“

Sie sehen, Madame — wandte sich Derbille an seine Zuhörerin —, daß ich von Ihnen für meine so selbstverständliche und einfache Arbeit wohl mehr als tausendfach belohnt worden bin. Ich verbeugte mich also vor ihm und sagte, daß ich lediglich meiner Pflicht als anständiger Mensch nachgekommen wäre.

„Wie dem auch sei,“ meinte der Graf, „ich habe über die eigenartige Persönlichkeit, der Sie den Besitz Ihrer heutigen Praxis schulden, die eingehendsten Erkundigungen eingezo-gen. Nach allem, was ich in Erfahrung gebracht habe, muß ich Gobsed als einen Philosophen der kynischen Schule bezeichnen. Wie denken Sie über seine Ehrlichkeit?“

„Herr Graf,“ entgegnete ich, „Gobsed ist mein Wohltäter — allerdings zu fünfzehn Prozent,“ setzte ich lächelnd hinzu. „Doch kann ich angefihts seiner Habucht mir ihn einem Fremden gegenüber nicht so recht im gleichen Lichte veranschaulichen.“

„Bitte, sprechen Sie offen. Ihre Aeußerungen können weder für Gobsed noch für Sie selbst irgendwie nachteilig sein. Ich hatte ohnedies nicht erwartet, in der Person eines Geldverleihers einen verkappten Engel zu finden.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Amerikanische Feuerwehr.

Die große Zahl von Bränden in den Vereinigten Staaten ist hauptsächlich auf die umfangreiche Verwendung des Holzschachwerkes für den Hausbau zurückzuführen, eine Konstruktionsweise, die bei uns fast nur noch in ländlichen Bezirken gebräuchlich ist. Dazu kommt, daß durch die allgemeine Verwendung moderner Koch- und Heizvorrichtungen (Gasherde und Gasöfen) die Brandkatastrophen in Amerika häufig eine größere Ausdehnung annehmen, als dies bei uns der Fall ist. Vermutlich kommen noch verschiedene andere Faktoren hinzu, die durch Sitten und Gewohnheiten der Bevölkerung bedingt sind und dazu beitragen, die Anzahl der Brände zu vermehren und so auch mittelbar zur Verbollkommnung der Löschvorrichtungen und Rettungsapparate führen.

Die Disziplin der amerikanischen Feuerwehr ist in den Großstädten ganz vorzüglich und es gilt als selbstverständlich, daß beim Ertönen des Alarmsignals jeder Mann, ungeachtet seiner persönlichen Interessen, sein Leben einsetzt im Kampfe gegen das fürchterliche Element.

Der amerikanische Feuerwehrmann wird vom ersten Tage seiner Laufbahn an für seine Leistungen angemessen bezahlt. Er tritt nach erfolgter Prüfung und Ernennung durch die Branddirektoren im Alter von neunzehn oder zwanzig Jahren, mitunter auch schon früher, als Kadett in den Dienst und erhält sofort einen Lohn, der in größeren Städten durchschnittlich monatlich 170 M. beträgt. In dieser Stellung verbleibt er in der Regel während zweier Jahre und nimmt sowohl an den Übungen, wie an dem aktiven Dienst unter Leitung seines Vorgesetzten teil. Nach Beendigung seiner Lehrzeit wird er zum Feuerwehrmann ernannt und erhält, je nach Größe der Stadt, ein Anfangsgehalt von 200 bis 250 M. pro Monat. Natürlich kommen die kleinen Städte hier nicht in Betracht. Bewährt sich der Mann, so wird das Gehalt von Jahr zu Jahr erhöht, und es ist nicht selten, daß ein gewöhnlicher Feuerwehrmann ein Monatsgehalt von 400 M. erreicht.

Der Umfang des Kadettenkorps hängt von den Erfordernissen der Mannschaft ab, und es ist natürlich, daß nur Bewerber von vorzüglicher Qualifikation zugelassen werden. Das Resultat ist, daß der amerikanische Feuerwehrmann an Gewandtheit in der ganzen Welt seinesgleichen sucht.

In jeder größeren Stadt sind zahlreiche Feuermeldeapparate über das ganze Gebiet verteilt und, wie in Berlin, London und vielen anderen Großstädten, auf dem Straßengelände aufgestellt oder auch an den Feuerwachtgebäuden der einzelnen Bezirke angebracht. Hinter dem Glase des Kastens, welches der Meldende natürlich zertrümmern muß, befindet sich der Apparat, der durch Herausziehen eines Handgriffes in Tätigkeit gesetzt wird. Dieser alarmiert gleichzeitig die nächstgelegenen zwei oder drei Feuerstationen mittels elektrischer Glocken. Der Morse-Apparat der angerufenen Wachen erzeugt auf dem Papierstreifen Schriftzeichen, aus welchen der Beamte erkennt, von welchem Punkte aus die Meldung erfolgte.

Sobald die Alarmlöde ertönt, ist alles in regster Tätigkeit. Mit unglaublicher Geschwindigkeit und doch in größter Ordnung eilt die Mannschaft herbei. Bei Berührung eines Druckknopfes öffnen sich die Türen der Ställe, und die Pferde sind frei, traben von selbst heraus und stellen sich unter die Kummelgeschirre, die aufgelegt werden und sich mittels einer automatischen Stahlschnalle von selbst schließen.

Der Hauptmann ruft die Nummer des Feuermelders, alles Kletter auf die bestimmten Plätze der Spritze, des Schlauch- und Leiterwagens, und nach Verlauf von kaum zehn Sekunden seit dem ersten Alarmruf sprengt die Feuerwehr die Straße hinab nach der Brandstätte.

Bei Nacht kann vielleicht eine geringfügige Verzögerung eintreten, aber es handelt sich doch stets nur um wenige Sekunden. Es raselt der Weder, und schon stürzen und postern die Leute die Treppe hinunter. Aber alle tragen sie bereits ihre Helme und Sitself und sind wenigstens so weit, ihre Toilette unterwegs vollenden zu können.

Als ich in New York eine Feuerwache besuchte, wurde mir bereitwilligst jede Einzelheit an den Spritzen, Schlauchstoppeln usw. erklärt. Am merkwürdigsten sind senkrechte Gleitstangen, die durch sämtliche Geschosse nach den Schläufen im obersten Stockwerke führen. Pfeilschnell gleiten die Leute an diesen Stangen beim Ertönen des Signals abwärts; auch dieses Experiment wurde mir vorgeführt.

Nach dem Feuer wird alles in derselben Ordnung wieder ein- gestellt, wenn auch natürlich nicht so schnell wie vorher. Die Pferde, welche während des Feuers auf- und abgeführt wurden, werden wieder eingespant und in langsamer Gangart zurückgeführt, ab- gefastet, sorgfältig abgerieben und in den Stall gebracht.

Gegen acht Uhr abends werden die Mannschaften gedrillt. Zu diesen Übungen findet das Publikum stets Zutritt, und sind Fremde anwesend, so weisen ihnen die Offiziere die besten Plätze an.

Es ist wohl angebracht, hier auch von den Pferden der Feuer- wehr zu sprechen, welche einen so wesentlichen Faktor der Organi- sation bilden. An und für sich stehen vielleicht die Pferde unserer Berufsfeuerwehr den amerikanischen nicht nach; hier wie dort muß man ihre Geduld, Kraft, Geschwindigkeit und Ausdauer bewundern. Aber das Verhältnis des Publikums zu den Tieren ist in Amerika ein anderes. In der Tat werden die Säule mit ganz besonderer Sorgfalt und Aufmerksamkeit behandelt, und es wird in sehr um- fassender Weise für ihr physisches Wohl gesorgt.

Ihre Ställe sind ebenso sauber und behaglich, wie die Mann- schaftsräume, ihr Futter ist von vorzüglicher Qualität, vielleicht das beste, was einem Pferdemagen geboten werden kann. Ihr Gesundheitszustand wird sorgfältig beobachtet, und wenn endlich ihre aktive Dienstzeit beendet ist, wenn sie zu alt und gebrechlich sind, um die schwere Arbeit zu leisten, so werden sie pensioniert und auf öffentliche Kosten verpflegt. Die Zeitungen bringen ihren ehren- vollen „Lebenslauf“, und nicht ohne Schmerz scheiden die Feuerwehr- leute von den Tieren, die an ihrer Seite so viele Jahre lang treu ausgehalten haben.

Welch außerordentliches Interesse man in Amerika der Feuer- wehr zuwendet, geht daraus hervor, daß man jetzt auch in einigen Schulen bemüht ist, Knaben für den Feuerwehrdienst vorzubilden. Man will sie nicht gerade zu Feuerwehrleuten machen, aber sie an Kaltblütigkeit, Mut und Schnelligkeit gewöhnen, damit sie im Not- falle einspringen können. In dieser Hinsicht soll eine Gewerbeschule in Cambridge (Massachusetts) nach dem Urteil des Vorsitzenden der Bostoner Feuertirection vorzügliches leisten.

Die Übungen werden unter persönlicher Aufsicht eines Lehrers ausgeführt, der für die Disziplin und Sicherheit der Knaben verant- wortlich ist. Es werden Vorlesungen über Maßregeln zur Unter- drückung von Bränden gehalten und die Knaben in der Samariter- hülfe unterwiesen. Man beginnt mit einfachen Exerzitien und ver- wendet viel Zeit auf die Alarmübungen.

Erst später beginnt der eigentliche Feuerwehrdienst. Die Knaben bilden eine Schlauch-, eine Leiter-, eine Maschinen- und eine Samariterabteilung. Sie haben das Sprungnetz auszubreiten, aus verschiedenen Höhen hineinzuspringen, Seilschlingen zu fertigen und sie am Übungsturm zu befestigen, Leitern aufzustellen und zu erklimmen, Schläuche zu verbinden und den Wasserstrahl zu leiten, überhaupt alle erforderlichen Übungen mit den Lös- und Rettungsapparaten auszuführen. Im übrigen ist diese Schulfeuer- wehr wie jede andere organisiert, und das Anstaltsgebäude mit Alarmapparaten und allem Zubehör versehen. Es enthält einen Raum zur Aufbewahrung der Geräte, der Leitern, dreier Schlauch- wagen, einer Spritze und eines Rettungswagens.

Der Übungsturm ist 40 Fuß hoch, dreistödig, mit Treppen, Fenstereinfassungen usw. versehen. In der Nähe befinden sich sehr hohe Gestelle mit horizontalen Rettungsseilen, an welchen die schwierigsten und gefährlichsten Übungen ausgeführt werden.

Es ist zweifellos, daß eine derartige Tätigkeit die Gewandtheit des Körpers fördert und die Knaben an eine strenge Disziplin ge- wöhnt. Viele werden an diesem Beruf Gefallen finden und später bereits als wohlgeschulte Leute in das Kadettenkorps der Feuerwehr eintreten. Jedenfalls wirken diese Übungen erfrischend und an- regend auf die Schüler, und das Gefühl der Verantwortlichkeit treibt sie zu größerem Eifer an, als es sonst Turnübungen ver- mögen. — Fred Hood.

### Kleines feuilleton.

fn. Sonntag. In Scharen fluteten sie vorüber, die Lust- durstigen. Vom frühen Morgen an. Helle Kleider glänzten, rosige Wangen schimmerten in der Sonne. Gelächter, frohes Gepolde- drang zu ihm herein, der durch die großen Spiegelscheiben spähte. Jemand etwas Schönes hatten sie alle im Sinne da draußen; der Sonntag erfüllte sie; es war der Preis für eine Woche mühevoller Arbeit und nachdenklicher Sorgen.

Ihm ward dieser Preis vornehmlich. Immer. Schon seit Jahren. Der freie Nachmittag in der Woche konnte den Sonntag nicht ersetzen. Was nützte das Freisein, wenn die anderen ar- beiteten, mit denen er gern hätte zusammen sein mögen? Nichts hatte er davon, keine Gesellschaft, kein Vergnügen, keine Erhebung aus dem grauen, öden Einerlei. Nur, daß er sich einmal gründlich ausschlafen konnte, ausschlafen mußte, denn die übrigen Nächte der Woche waren sehr kurz für ihn. Von morgens neun Uhr bis in die Nacht um eins, zwei, auch drei hielt seine Beschäftigung ihn fest: Gabel und Messer putzen, Servietten falten, Gäste bedienen. Höchstens im späten Nachmittag ein halbes Stündchen, das auf einem Stühlchen vernickt wurde, wenn kein Gast da war.

An den Wochentagen ging es in der übrigen Zeit fast fort- während herein und hinaus. Die Sommersonntage aber ließen das Lokal oft stundenlang leer. Erst gegen Abend, wenn die Ausflügler

zurückkehrten, fanden sich noch ein paar Gäste, ihren letzten Hunger und Durst zu stillen. Bis dahin starrte er auf die Straße, las zer- streut in den wenigen Zeitungen, las sie wieder und wieder bis zum letzten Inserat — oder träumte in einer dunklen Ede halb- schlafend mit offenen Augen.

In solchen Stunden qualender Langeweile packte ihn Ungeduld und Unzufriedenheit. Er kam sich vor wie gefangen. Eingesperret Tag für Tag, Sonntag für Sonntag in diesem dunstigen Kerker!

Im Winter ertrug sich's leichter. Dann brachte jeder Gast einen eisigen Hauch zur Tür herein, rieb sich die Hände und begrüßte lächelnd den wärmenden Ofen. Auch das Geschäft ging lebhafter; es ließ ihn kaum zum Besinnen kommen. Wenn es regnete oder stürmte, war es ähnlich. Nur selten und leise rührte sich dann der Trieb zur Freiheit.

Aber gewaltig brach er hervor, wenn der Frühling in die Stadt kam und die ersten Knospen aus den mageren Straßenbäumen sproßten oder wenn der Sommer seine schwülen Wellen in die Häuser trieb. Stand die Sonne leuchtend über den Dächern und übergieß Häuser und Menschen mit ihrem Licht, lockte sie einen Menschen nach dem anderen aus Haus und Gassen, dann mußte er sich mit Gewalt bezwingen, um drinnen zu bleiben. Denn so trübe war's hier, so schwül und dumpf und öde, daß ihn ein Grauen packte. Ein Grauen vor diesem ewigen Dasein in Bierdunst und kaltem Tabaksdunst. . . .

Gruppe um Gruppe flutet vorüber. Alt und Jung. Nur ein Trieb in allen: hinaus! Er ließt's auf allen Gesichtern, fühlt die Freude; aber er selber kennt es seit Jahren nicht mehr: einen freien Sonntag. Und in dieser Entbehrung wächst die Heiterkeit da draußen zu einem unendlichen Glück.

Er sieht's mit erweiterten Augen und drückt das Gesicht gegen die Spiegelscheibe.

Zwei junge Mädchen, hell und lässig, lustig und lustig, stehen wartend vor'm Hause. Die eine lehrt sich um und bemerkt die platte Nase da an der Scheibe. Sie stößt ihre Gefährtin an und beide lachen. Lachen immer wieder. Ueber ihn und über alles. Jede Kleinigkeit ist ihnen recht; sie suchen förmlich danach. Er weiß erst gar nicht, was sie komisches an ihm finden. Dann fällt's ihm ein, und er muß selber mitlachen. Ganz unwillkürlich. Es wirkt so anstehend, wenn junge Mädchen lachen.

Da ist er auch schon vor der Tür. Das eine Mädchen wird ganz rot; das andere sieht ihn sorgfönd ins Gesicht und sagt: „Die Nase ist ja ganz gesund.“ Sie wollen sich ausschütten.

Er lacht auch. Und plötzlich sagt er in einem Anfall von Galgen- humor: „Warten Sie auf mich, meine Damen?“

„Ne. Auf eine Freundin. Aber sie scheint nicht zu kommen, Wenn Sie mitwollen —?“

„Wo soll's denn hingehen?“

„Nach Grünau.“

„Grünau!“ Er ist vor Jahren einmal dagewesen. Netze Gegend. Wald und Wasser — alles, was das Herz begehrt.“

„Na also.“ Die Dräxtere tritt näher. „Was woll'n Sie denn hier alleine sitzen? Heute ist doch alles draußen. Können Sie rudern?“

„Rudern? Gewiß.“

„Na, siehste, Hedwig!“ Und zum Kellner: „So einen brauchen wir!“ Sie lacht lodend dabei.

„Wooofahren? Donnerwetter —!“ Das ist eine alte Lieb- haberei von ihm. Er kratzt sich einen Augenblick überlegend den Kopf.

„Warten Sie mall!“

Hinterm Büfett sitzt im Halbschlaf der „Alte“.

„Herr Lehmann! Herr Lehmann!“

„Nanu, wo brennt's denn?“

„Ich möcht' frei haben heute, Herr Lehmann.“

„Was?“ Lehmann erhebt sich langsam, sieht mit trüben Augen auf den Kellner und schüttelt verschlafen den Kopf: „Sie sind woll verrückt?“

„Es ist doch nichts zu tun heute. Die paar Gäste, die kommen, können Sie bequem allein versorgen.“

„Fagen! Sie sind bei'n Kognat gewesen, wie? Oder ist Ihnen die Hitze in 'n Kopf gestiegen?“

„Sie müssen mir mal frei geben.“ Er schreit es.

„Muß? Nanu!“

„Ich hab' noch nie 'nen Sonntag frei gehabt, so lange ich bei Ihnen bin. Nie!“

„Kriegen Sie nicht in der Woche?“

„Das nützt mir nichts. Gar nichts, verstehen Sie!“ Er wirft die Jade ab; sein Gesicht ist ganz rot vor Aufregung. „Zit mir egal, was danach kommt! Ich will mal 'nen Sonntag für mich haben und nicht bloß andere bedienen!“ Er verschwindet im Neben- raum, zieht sich seinen anderen Rock an, säubert sich eilig noch ein wenig und stürzt mit dem Gut zur Tür hinaus.

„Wahrhaftig!“ Die Mädchen haben nur gespäht, aber auch im Ernst ist's ihnen recht.

Und ehe er eigentlich weiß, wie das alles so urplötzlich ge- kommen, hängt ihm an jedem Arm eine, und von beiden Seiten lacht's ihn an wie der leibhaftige Sonntag. Er sagt's auch: „Heut ist Sonntag! Lustig, Kinder!“

„Heut ist Sonntag!“ Sie juchzen und lachen.

„Los!“

Fast tanzen die drei dahin. —

Rehmann aber läßt sich brümmend hinterm Büfett nieder und schließt die Augen: „So was ist mir noch nicht passiert!“  
Debe, schwül und bumpf liegt der Raum. —

**Musik.**

Während in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Musik durch Richard Wagner und Franz Liszt ins Große, Erhabene, man kann sogar sagen: auch ins Schwerfällige gegangen war, machte sich eine Nebenströmung des mehr Spielenden, Anmutigen, Leichtfüßigen weniger bemerkbar. Von Deutschen gehören hierher besonders Peter Cornelius mit seinem „Barbier von Bagdad“, Otto Nicolai mit seinen „Lustigen Weibern von Windsor“, Hermann Götz mit seiner „Zähmung der Widerspenstigen“, und zuletzt noch E. Wolff-Ferrari mit seinen „Neugierigen Frauen“. Neben ihnen ist hier ein tschechischer Komponist zu nennen: Friedrich Smetana, 1824—1884, der in unglücklicher Taubheit geendet hat.

Wenn einmal, was nicht allzu häufig geschieht, eine dieser Opern auf dem Plan erscheint, so erinnert man sich mit Freude jener Nebenströmung; und dann ist es meistens für längere Zeit wieder nichts. Smetanas bekannteste Opern wurden uns hier vor drei Jahren wieder vorgeführt: „Der Kuß“ im Theater des Westens und „Die verkaufte Braut“ im Metropol-Theater von der Morwiz-Oper. Die letztgenannte Aufführung war so unvollkommen, daß wir damals die Frage aufwerfen mußten, ob man auf derlei nicht lieber verzichten, als es in derartiger Weise vorführen soll. Wir traten dabei für Milde ein, namentlich mit dem Gedanken, daß doch den Künstlern Gelegenheit zur Entwidlung gegeben werden müßte. Nun scheint die damalige Aufführung tatsächlich nicht ganz fruchtlos gewesen zu sein. Sie war anscheinend keine Grundlage, auf der sich eine bessere Vorführung aufbauen konnte. Eine solche haben wir am Freitag von derselben Morwiz-Oper gehört, diesmal wiederum in dem für jene Sommer-Oper so passenden Gebäude des östlichen Schiller-Theaters. Es war tatsächlich eine selbst für feineren Geschmack recht sehr befriedigende Leistung. Natürlich kam man auch da nicht gänzlich über die korrekten Gleichmäßigkeiten hinaus, die nun einmal noch immer zu unseren Gewohnheiten der musikalischen Reproduktion gehören. Doch man hatte sich allseits nicht nur ersichtliche Mühe gegeben, sondern es ging auch ein wirklich künstlerisches Interesse durch das Ganze. Namentlich scheint Kapellmeister Josef Wolf reichliche Verrichtungen aufgeben zu haben, um das Ganze nicht nur stramm und straff zusammenzuhalten, sondern um auch etwas freie Bewegtheit hineinzubringen. Das Publikum war nicht jene Premièrenmasse, die über ein Tagesereignis ihren Spatz ausläßt, sondern mehr ein engerer Kreis von Liebhabern; und dessen Beifall war groß und gewichtig.

Jene Geschichte aus dem Böhmerlande, die uns den heimkehrenden Sohn vorführt, wie er seine Geliebte zum Scheine verkauft, um sie gerade dadurch zu bekommen, ist bei Smetana in eine so wunderbar rhythmische und gerade an den richtigen Stellen wie von selber melodios-lyrisch werdende Musik getaucht, daß es immer wieder eine Freude ist, diesen so echt schimmernden Klang zu genießen. Keine dramatischen Wichtigkeiten; umsomehr von unendlicher Größe im Kleinsten. Man achte z. B. auf das wunderbare Sertett in der vierten Szene des dritten Aktes, das so gar nichts von einem Opernfinale hat! Schwer ist es allerdings, derartiges auch nur korrekt herauszubringen. Die Sänger führten es so sorgfältig aus, daß die Wiederholung begreiflich schien. Wären nicht nur zwei bis drei, sondern sämtliche Gesangsstimmen auch noch wohlklingend gewesen, so würde man von einer der entzückendsten musikalischen Leistungen berichten können.

Wir haben die beliebte, an Verdiensten und Vergehen so reiche Morwiz-Oper schon lange nicht mitangehört. Diesmal freuen wir uns auch über den ihr gebliebenen Stamm. Als dieselben Künstler wie in der vor drei Jahren gehörten Aufführung nennen wir: Theo Raven (Vater der beiden rivalisierenden Söhne, Micha); Georg Kunzky (der komische von den beiden Söhnen, Wenzel); Bruno Hildebrandt (der ernste von beiden, Hans); endlich Ludwig Franke! (Heiratsvermittler Kezal). Neu waren in ihren Rollen: Clemens Schmidel und Martha Scherschewsky (Eltern der Liebhaberin Marie); Margarete Frankenstein (eben diese); Julie Maddah (Mutter der beiden Söhne); Edmund Weichel (der renommierte Artisten-Direktor Springer); Margarete Koch (Tänzerin Esmeralda); endlich Mag Moser (Indianerkomödiant Muff). Hervorragend waren vor allem Tenor und Sopran, die Vertreter des Liebespaars; W. Hildebrandt besonders durch den geschmeidigen Ausdruck seiner Stimme, M. Frankenstein namentlich durch ihre feine Mimik, und als Sängerin auch noch die damals verhältnismäßig tüchtige K. Noeder übertreffend. Was gar sehr fehlte, das waren Humor und Leichtbeneglichkeit (zumal beim Vertreter des Kezal), sodann freilich die so sehr nötige schärfere Akzentuierung. Die Mitglieder des Chores wurden auch der Aufgabe verhältnismäßig gut gerecht, mehrmals ein Ballett zu ersehen und dadurch die so bedeutende Musik, die der Komponist diesen Tänzern gegeben hat, wenigstens nicht als einen harten Gegensatz empfinden zu lassen.

Wir sind immer gut daran, wenn statt äußerer Interessen innere, sachliche walten, mag es sich auch um unscheinbare Dinge handeln. Ein solches unscheinbares Ding ist wohl die Aus-

stellung, welche der Zentralverband Deutscher Tonkünstler und Tonkünstler-Vereine (G. V.) im nächsten Jahre, Monat Mai, zu Berlin in der Philharmonie veranstalten will. Jener Verband wurde 1903 gegründet, um eine Pensionsanstalt und andere Wohltätigkeitsanstalten ins Leben zu rufen; sein Verbandsorgan ist die „Deutsche Tonkünstler-Zeitung“. Seine Tätigkeit ist schon dadurch sympathisch, daß er berufsgenossenschaftliche Interessen fördern will. Welche Bedeutung für solche das Pädagogische hat, wissen die Kenner. Dem entspricht es nun auch, daß jenes geplante Unternehmen, eine Musik-Fachausstellung, den Zweck haben soll, die Hilfsmittel, die zur Erlernung und Ausübung der Tonkunst dienen, in ihrer heutigen technischen Vollendung zu zeigen. Die Hauptgruppen sollen deshalb Instrumentenbau, Notendruck und Lehrmittel umfassen. Wer da weiß, wie sehr die Musik hinter anderen Gebieten an Sammlungsweisen und allem Zugehörigen zurück ist, wird noch mehr, als es sonst schon paßt, dieser Ausstellung das Beste wünschen können. —

sz.

**Humoristisches.**

— Auch ein Verdienst. „Was macht Ihr Bruder im Parlament?“  
„Von dem sind die „hm, hm“ zu den Hauptanträgen!“ —  
— Ungleich Behandlung. „Wie ist es dem Jörg mit seinem Weinprozess ergangen?“  
„Seinen Weinen besser als ihm!“  
„Wieso dem?“  
„Ihn hat man festgenommen und seine Weine laufen lassen!“ —  
— Beim Kaffee. „... Wenn man die Mädchen heutzutage sieht, wie sie jeden Herrn auf der Straße so dreist anschauen, eine Schande ist’s. Da habe ich meine Tochter anders erzogen, die geht stets mit züchtig niedergeschlagenen Augen, und das ist gut. . . . die hat auch schon mehrere Portemonnaies gefunden!“ —  
(„Fliegende Blätter.“)

**Notizen.**

— Drei Wiener Schriftsteller: Philipp Langmann, J. F. David und Rudolf Holzer, erhielten aus der Kathi Fröhlich-Stiftung zur Förderung und Aufmunterung von Literaten Preise bis zu 1000 Kronen. —  
— Die in diesem Jahre in Stockholm zur Verteilung kommenden fünf Nobelpreise, für Physik, Chemie, Physiologie oder Medizin, Literatur und Friedensbewegung, sind je 138 089 Kronen groß. Der Hauptfonds der Nobelf Stiftung, aus dessen Zinsen die Preise bestritten werden, beträgt etwas über 28 000 000 Kronen. —  
— „Cäsar und Cleopatra“, ein neues fünfaktiges Schauspiel von Bernhard Shaw wird im Neuen Theater als erste Neuheit gespielt werden. —  
— Im Lustspielhause gastiert im nächsten Monat ein besonderes Lustspielensemble. Es beginnt seine Vorstellungen am 1. August mit dem Dreiaкте: „Der Herr Substitut“ von Duesberg und dem Einakter „Der dankbare Julien“ von Weber. —  
— „Die höchstgeliebte Jungfrau“, eine vieraktige Komödie von Jon Lehmann, ist von der Direktion des Lustspielhauses zur Aufführung angenommen. —  
— „Die Schwalbe“ heißt eine dreiaktige Operette von Schytte, die im Centraltheater gespielt werden soll. —  
— Neue Sprüche des Diogenes hat der französische Papyrusforscher P. Jouguet in einem antiken Rollenbuche gefunden, das einst Unterrichtszwecken gedient haben muß. —  
— Zur Erforschung der unterirdischen Temperatur wird eine große wissenschaftliche Expedition geplant. Zunächst soll eine Bohrung im Lithionaberg in Georgien bis zu 1200 Meter niedergebracht werden. —  
— Ein neues Mittel gegen die Schmerzempfindung. In der „Deutschen Medizinischen Wochenschrift“ veröffentlicht Herr E. Jmgens, Elberfeld, die Mitteilung, daß es ihm in Gemeinschaft mit Dr. F. Hofmann gelungen sei, eine Substanz herzustellen, die alle schmerzausschaltenden Eigenschaften des Cocains, jedoch keine diesem Mittel anhaften unangenehmen Nebenwirkungen besitzt. Sie haben die neue Substanz Alpin benannt. —  
— Der Luftschiffer Godard will im Ballon über den Atlantischen Ozean, von Amerika nach Europa, reisen. Er berechnet die Dauer der Fahrt, günstigen Wind voraussetzend, auf vier Tage und vier Stunden. —  
— Gelegentlich der Lütticher Ausstellung soll ein internationaler Wettstreit für Wettervorhersagen stattfinden. —  
— c. Straßenreinigung per Automobil. Versuche, die mit Automobil-Tonnenwagen zum Sprengen der großen Pariser Straßen unternommen wurden, haben zu so günstigen Erfolgen geführt, daß man nun das Automobil für die gesamte Straßenreinigung der französischen Hauptstadt verwenden will. Eine Automobil-Reinigungsmaschine kehrt etwa 15 000 Quadratmeter in der Stunde, das Vierfache dessen, was gewöhnliche Maschinen reinigen. —